



BETTINA BELITZ

Saphir

REBELLISCHE
HERZEN

KOSMOS

Umschlaggestaltung: Kathrin Steigerwald, Hamburg
unter Verwendung von Fotomotiven von Tetiana Shamenko/fotolia
und callipso88/fotolia

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele
weitere Informationen zu unseren Büchern,
Spielen, Experimentierkästen, DVDs, Autoren und
Aktivitäten findest du unter **kosmos.de**



Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

© 2018, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-440-15954-5

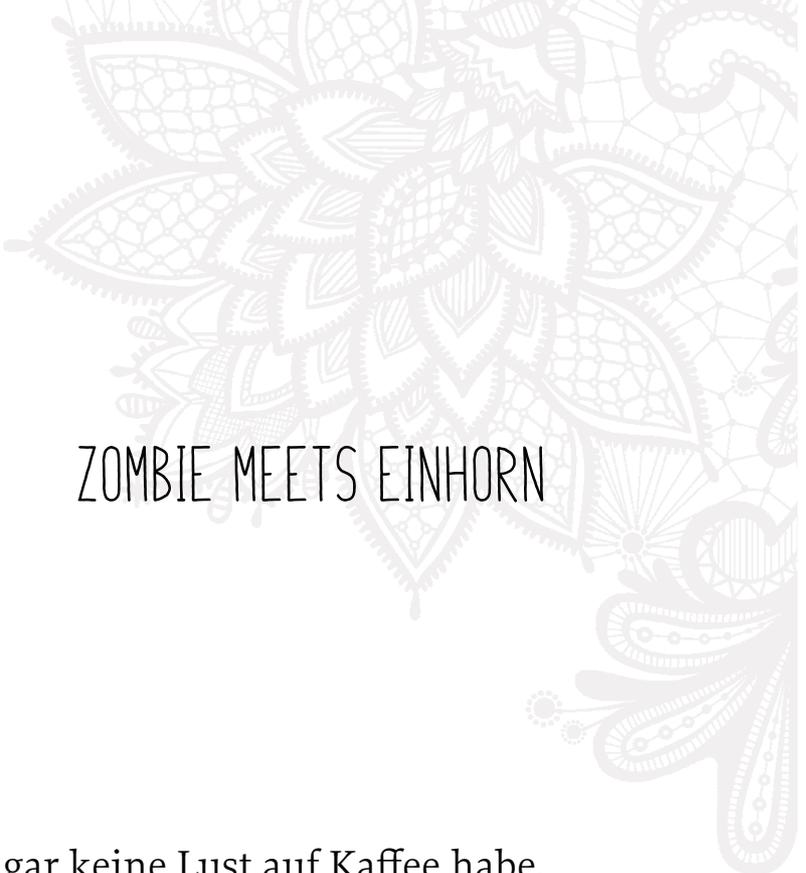
Redaktion: Teresa Baethmann

Produktion: Verena Schmyneec

Grundlayout und Satz: DOPPELPUNKT, Stuttgart

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany / Imprimé en Allemagne



ZOMBIE MEETS EINHORN

„Kaffee?“

Ich nicke, obwohl ich gar keine Lust auf Kaffee habe, und Steffen schiebt mir einen Becher und die Thermoskanne rüber, die er bei sich trägt wie andere Menschen ihr Handy. Wahrscheinlich ist sie ihm sogar wichtiger als sein Handy. Mit klammen Händen gieße ich mir einen Schluck ein und lege sie dann um die Tasse, um sie aufzuwärmen. Steffens prüfenden Blicken weiche ich aus. Ich mag seine Augen, so dunkel und müde, wie sie meistens sind. Überhaupt bin ich froh, mit ihm hier zu sitzen und nicht mit Diana. Aber heute fühlt es sich anders an als sonst. Er hat etwas auf dem Herzen und ich ahne, worum es geht. Schon seit Wochen warte ich auf diesen Tag.

„Geht's dir gut, Fledermaus?“

Fledermaus. Normalerweise muss ich grinsen, wenn er mich so nennt – er tut es wegen meiner wuscheligen, kurzen schwarzen Haare und meiner blassen Haut, weil

ich ihn damit an einen Vampir aus irgendeiner uralten Fernsehserie erinnere, die er als Kind gerne geschaut hat. Steffen ist einer der wenigen Menschen, die mich zum Lächeln bringen können. Doch heute fühlt sich mein Gesicht an wie eingefroren.

„Ganz okay“, murmele ich beiläufig. Ich weiß nicht genau, was „gut gehen“ eigentlich bedeutet. Keine Ahnung, ob es mir jemals wirklich gut ging – zumindest so, wie Steffen das meint. Ich lebe eben. Ich stehe morgens auf, gehe zur Schule, quäle mich mit den wenigen Hausaufgaben herum, die man uns dort zumutet, fahre zurück in die WG, spreche mit Steffen oder Diana und ziehe mich in mein Zimmer zurück, um fernzusehen oder zu schlafen. Wenn ich mal wieder nachts aufwache und nicht mehr einschlafen kann, laufe ich den Flur auf und ab, weil ich mich in diesem Haus eingesperrt fühle. Das sind die Momente, in denen es mir definitiv nicht gut geht und in denen ich zurückwill in mein altes Leben. Es war beschissen, aber wenigstens konnte ich gehen, wann ich wollte, und an die Prügel, die ich einsteckte, wenn ich zurückkam, hatte ich mich irgendwann gewöhnt.

„Roxy, ich will nicht drum herumreden, das liegt mir nicht.“

Steffen ist anders als die anderen. Er war schon ganz unten, genau wie ich. Hat ein paar Jahre auf der Straße

gelebt, bevor er sich aus eigener Kraft aus dem Dreck gezogen hat, und nun kümmert er sich um diejenigen, die das noch nicht packen. Menschen wie mich. Aber er tut es ohne Moralpredigten und die ganze emotionale Kacke, die Diana hier manchmal abzieht.

„Dann schieß los.“

„Du hast da noch was vor dir.“

Diana hätte gesagt: „Wir haben da noch was vor uns.“ Dabei bin ich es, die ausbaden muss, was ich verbockt habe, und niemand anderes.

Steffen fängt in aller Ruhe an, sich eine Zigarette zu drehen. Rauchen würde er sie in unserer WG-Küche nie, dafür geht er immer vor die Tür. Ich schau ihm gerne dabei zu, wie er den Tabak in das Papierchen bröseln und ihn schließlich einrollt. Das hat etwas Beruhigendes, selbst jetzt.

„Der Vater deines Opfers ...“ Steffen verzieht den Mund. „Stopp, das muss ich umformulieren. Ich soll sie nicht Opfer nennen. Also: Der Vater des Mädchens, das du verprügelt hast, hat ja darauf bestanden, dass du eine Aufgabe bekommst, die dich fordert und fördert.“

„Ja, und ich verstehe immer noch nicht, warum.“ Vor Gericht habe ich ihn nicht angeschaut, genauso wenig wie das Mädchen. Aber an seine Stimme erinnere ich mich noch gut und auch an seine Worte. Sie waren viel zu freundlich gewesen.

„Das musst du ja nicht“, erwidert Steffen gelassen und leckt den Rand des Papierchens ab. „Du musst dich dieser Aufgabe nur stellen und nächste Woche ist es so weit. – Kennst du das Kastanien-Hof?“

Plötzlich wird mir so heiß, dass ich die Finger von der Tasse löse, als hätte ich mich an ihr verbrannt. Kastanien-Hof. Ja, das kenne ich und es passt nicht in meine Welt. Das ist, als würde in einer Walking-Death-Folge plötzlich ein schimmerndes Einhorn über die Straße laufen.

„Hm“, mache ich unbestimmt. „Schon von gehört.“

„Schon vom Hof gejagt worden“ würde es besser treffen. Damals hat mein Gesicht genauso gebrannt wie jetzt – allerdings vor Scham und nicht vor Schreck. Nie hatte ich deutlicher gespürt als in diesem Augenblick, dass man mir ansieht, woher ich komme. Selbst aus der Ferne hatten sie es gesehen – und die Hunde auf mich gehetzt.

„Dort gibt es einen kleinen Verein für pferdegestützte Therapie und ...“

„Nein, auf keinen Fall, keine neue Therapie“, falle ich Steffen ins Wort und stelle die Tasse ab. „Das hast du mir versprochen!“

Was Therapien & Co angeht, habe ich in den vergangenen Monaten so einiges hinter mich gebracht: Anti-Aggressions-Training, Gruppengesprächskreis (ätzend),

therapeutisches Malen (noch ätzender, ich kann einfach nicht malen) und als Krönung Progressive Muskelentspannung.

„Richtig, und es bleibt bei diesem Versprechen, solange wir regelmäßig unsere Gespräche führen.“ Steffen steckt die Zigarette in den Mundwinkel, ohne sie anzuzünden, wobei er mich an einen Cowboy erinnert, der seinen Hut irgendwo hat liegen lassen. „Du sollst dort keine Therapie machen, sondern dabei helfen, dass andere eine machen können.“

Argwöhnisch mustere ich ihn. Soll das ein schlechter Witz sein?

„Ja, Roxy. Deine Sozialstunden bestehen darin, drei Mal in der Woche nachmittags die Box des Therapiepferdes auszumisten, es zu putzen, in die Halle zu führen und anschließend zu füttern. Das ist machbar, oder?“

„Ich kenne mich mit Pferden nicht aus“, erwidere ich barsch und senke meinen Blick. Wieder wird mir heiß. Meine Worte fühlen sich an wie ein Verrat. Denn es hat mal ein Pferd in meinem Leben gegeben ... früher, als ich noch ein kleines Kind war ... Die Erinnerungen daran sind schwarz-weiß, wackelig und unscharf, manchmal wage ich kaum, sie zu glauben, so alt sind sie. Aber es ist da gewesen, ein kleines, schmutziges Pony mit langer verfilzter Mähne und zersplitterten Hufen, ein-

gepfercht in einen winzigen Wagen. Ganz alleine. Jeden Tag habe ich bei ihm gesessen, schweigend, und gehofft, dass mich dort niemand finden würde. Als die Beamten mich wegholten, hat es mir laut hinterhergewiehert ... Es klingt in mir nach, als wäre es erst gestern gewesen, dass dieses kleine, alte Pferd um sein Leben gerufen hat. Und noch immer killt es mich.

„Du musst dich mit Pferden nicht auskennen“, dringt Steffens tiefe Stimme durch meine düsteren Erinnerungen. „Lavendel ist ein Therapiepferd, brav und erfahren. Frau Klamm wird dir zeigen, wie du ihn halfterst und putzt. Roxy, das ist eine riesige Chance, andere Mädchen würden alles stehen und liegen lassen für eine solche Aufgabe. Das ist keine Strafe, sondern eine Belohnung, du hast mehr Glück als Verstand!“

„Wie lange?“, frage ich heiser und lege meine Hände wieder um die Tasse. Ich muss mich irgendwo festhalten. „Wie lange muss ich das tun?“

„Acht Wochen. Dann hast du deine Sozialstunden zusammen.“

Acht Wochen ... Acht Wochen, die ich mit einem Pferd verbringen darf, um es dann wieder gehen lassen zu müssen, wie damals. Dieses Pony war mein einziger Freund, mein einziger Vertrauter in einer schmutzigen, dunklen Welt.

„Ich kann das nicht“, höre ich mich flüstern, wende



VERHANDLUNGSSACHEN

„Nein, Roxy, ich kann dir dafür kein grünes Licht geben. Erst recht nicht, nachdem du wieder sämtliche Grenzen ausgereizt hast.“

„Wieder? Wieso denn wieder?“ Ich muss mich beherrschen, um Steffen nicht anzuschreien. Ich hatte nicht mit einem sofortigen „Ja, mach das“ gerechnet, doch er will sich nicht einmal genau anhören, welche Aufgaben ich auf dem Gestüt übernehmen würde. Dass ich für Nolan arbeiten will, hat ihm gereicht; seit diesem Punkt stellt er auf Durchzug.

„Seitdem du hier eingezogen bist, verweigerst du dich jedem gemeinsamen Essen, jeder gemeinsamen Unternehmung. Ich habe das bisher geduldet, weil ich der Meinung war, dass du noch Zeit brauchst, um dich einzugewöhnen. Dass du länger im Stall geblieben bist, nachdem Lavendel so plötzlich gestorben ist – okay, das war ein harter Tag für dich. Aber nur eine Woche später nutzt du deinen Einkaufsdienst aus, um etwas

völlig anderes zu tun, ohne es mit Diana oder mir abzusprechen ...“

„Was soll ich denn noch alles mit euch absprechen? Soll ich demnächst auch meine Klogänge ankündigen? Oder wenn ich meine Fingernägel schneide?“ Mein Herz schlägt in einem Höllentempo und ich bekomme kaum noch Luft beim Reden. Nicht zu schreien, kostet mich Kraft, die ich nicht mehr habe. „Ich musste doch erst klären, ob ich den Job überhaupt bekomme, und jetzt weiß ich, dass ich dort arbeiten kann. Ist das denn keine gute Nachricht?!“

Steffen lacht dumpf auf und streicht sich über seinen knisternden Dreitagebart. „Eine gute Nachricht ... Roxy, du bist vieles, aber nicht naiv. Das Kastanien-Hof ist nicht der richtige Platz für dich. Und das weißt du selbst, wenn du ehrlich bist.“

„Ach ja?“ Mein Mund verzieht sich zu einem spöttischen Grinsen. Es tut weh im Gesicht. „Du hast mich doch überhaupt erst dort hingeschickt! Ich wollte gar nicht, aber du hast darauf bestanden ...“

„Ja, für Sozialstunden beim therapeutischen Reiten, im Schulstall, nicht im Leistungszentrum!“ Steffen nimmt einen Schluck Kaffee und verzieht angewidert den Mund. Schlechtes Omen. Wenn ihm sein Kaffee nicht schmeckt, ist Vorsicht angesagt. „Ich habe mich über das Gestüt informiert, bevor ich Frau Klamm zu-

gesagt habe, und hab es ein weiteres Mal getan, nachdem es dort so beschissen für dich gelaufen ist. Das ist ein elitärer Verein, Roxy! Da hocken die Top-Unternehmer und Anwälte und Ärzte der Stadt und kochen ihr eigenes Süppchen, die wollen Leute außerhalb ihrer Gehaltsklasse dort nicht haben, und dieser Nolan Hilbert, für den du arbeiten willst ...“, prüfend äugt Steffen in den Kaffee, als überlege er, ob er es wagen könne, noch einen Schluck zu nehmen, „... das ist der Sohn vom Brötchen-Hilbert, denen gehört die Bäckerei-Kette, die ständig neue Filialen eröffnet. Diese Familie ist steinreich und der Hilbert handelt nebenher mit Sportpferden und finanziert den halben Stall. Nolan tritt auf hoch dotierten Turnieren an, er ist die große Hoffnung und das Aushängeschild des Gestüts – wenn du mit ihm zu tun hast, hast du mit allen zu tun! Dazu kommt, dass er mit Isabella von Hohenstein zusammen ist, die beiden haben den letzten Reiterball eröffnet, darüber hat sogar die Zeitung berichtet. Die Hohensteins sind die Vereinsvorsitzenden, Lydia und Gernot ... richtig von der alten Schule, glaub mir. Der Vater ist Chefarzt in der Privatklinik Sonnentau, die Mutter führt ein Reitsportgeschäft, von dem Nolan auch gesponsert wird, und Nolan und Isabella sind das, was man eine gute Partie nennt; das Vorzeigepärchen des Stalls. Roxy, du verbrennst dir dort die Finger, und ich will dich da-

vor schützen! Dieser Klüngel dort ist keine passende Gesellschaft für dich!“

Ich stehe mitten in einem Kugelhagel. Dass Nolan und Isabella ein Paar sind, habe ich mir schon gedacht – und auch, dass Nolans Vater im Stall eine wichtige Funktion hat. Doch die Informationen über Nolans und Isabellas Familie so geballt aus Steffens Mund zu hören, ist etwas anderes. Vorher waren es Mutmaßungen, die mich nicht großartig gejuckt haben. Jetzt sehe ich Nolan und Isabella vor mir, wie sie zusammen zum Traualtar schreiten und hinter ihnen schwingen Hilbert & Co ihre Peitschen. Keine schönen Bilder. Trotzdem versuche ich, unbeeindruckt zu bleiben.

„Was glaubst du denn, was mir dort Schlimmes passieren kann? Dass sie mich zu Drogen und Alkohol verführen? Oder auf die schiefe Bahn locken? Die wissen doch gar nicht, was das ist ...“

„Genau, Roxy. Du hast es erfasst. Die wissen nicht, was das ist und auch nicht, wie man darauf gerät.“ Steffen hat entschieden, dass der Kaffee ungenießbar ist, und schiebt ihn weg. Fest blickt er mir in die Augen. „Die urteilen über dich, ohne dich zu kennen, und werden alles tun, damit du freiwillig gehst. Und das möchte ich dir ersparen nach dem, was du durchgemacht hast in den vergangenen Jahren.“

„Es kann aber auch eine Chance sein!“ Nolan hat

schon recht, ich bin hartnäckig. Saphir ist mir zu wichtig, um aufzugeben, auch wenn mir langsam die Argumente ausgehen. „Wenn so jemand wie Nolan mich für sich arbeiten lässt, wäre es dumm, das nicht zu nutzen. Mann, Steffen, ich geh auf eine Förderschule, weil ich kaum lesen und schreiben kann. Ich kann doch später nur was mit Tieren machen! Was anderes pack ich doch gar nicht!“

„Ja, das kommt auch noch dazu. Wenn die das rauskriegen ...“ Steffen fängt an, sich eine Zigarette zu drehen, doch er wirkt unkonzentriert. Er will wirklich nicht, dass ich den Job annehme. „Dann werden sie dich erst recht von oben herab behandeln.“

„Das müssen sie gar nicht herauskriegen. Ich putze und sattele Pferde. Den Tieren ist es wurscht, ob ich schreiben oder flüssig lesen kann. Da zählen ganz andere Dinge.“ Völlig egal ist mir meine Legasthenie nicht. Ich will nicht, dass Nolan das rauskriegt. Aber solange ich nichts für ihn aufschreiben oder ihm vorlesen muss, wird er das auch nicht. „Und darin möchte ich besser werden. Das ist doch eine Chance!“

„Nicht in diesem Stall.“

„Es gibt aber keinen anderen in der Stadt! Er ist der einzige!“

Das Zittern kriecht von meinen Knien in meinen ganzen Körper. So habe ich mich das letzte Mal gefühlt,

als ich bei minus fünf Grad im Freien übernachten musste und nicht wusste, ob ich am nächsten Morgen wieder aufwache. Mir ist sterbenselend.

„Roxy, du zitterst.“ Steffen klingt ein wenig milder, aber immer noch viel zu autoritär. Ich mag ihn so nicht. „Setz dich endlich hin und trink einen Schluck.“ Unwillig lasse ich mich auf den Stuhl nieder, den ich die ganze Zeit ignoriert habe, aber meine Knie fühlen sich an wie Wackelpudding. Selbst meine Lippen scheinen zu zittern. Die Hälfte des Wassers, das ich mühsam meine Kehle hinunter zwinge, läuft an meinem Kinn herunter und tropft auf meinen Pulli. Hastig wische ich es weg.

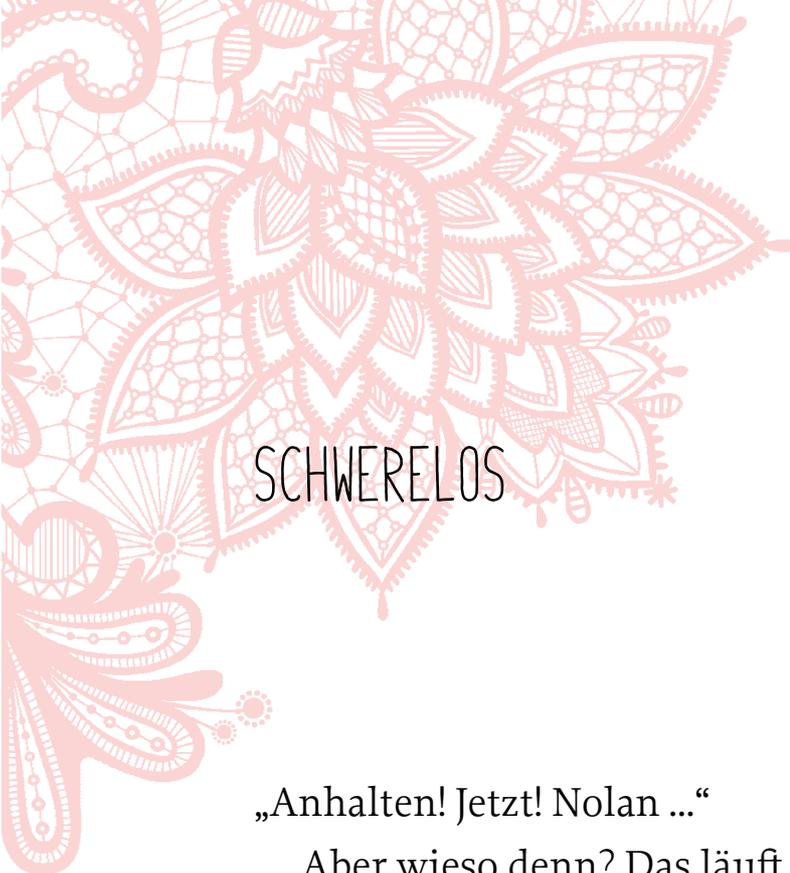
„Ich kann auch wieder zurück auf die Straße gehen.“ Meine Stimme klingt eisig. „Ihr könnt mich hier nicht einsperren. Und ich bin verdammt schnell im Abhauen.“

„Ach, so ist das, Roxy? Du willst mich erpressen?“ Erschrocken schaue ich auf. Steffen hat sich erhoben und ist so laut geworden, dass selbst Moses aufwacht und den Kopf von den Pfoten nimmt. Steffens Augen sind schmal geworden und sein Mund wirkt noch kleiner als ohnehin schon. „Damit ich dir in Zukunft alles durchgehen lasse und dich anbettle, bei uns zu bleiben? Nein, das kannst du vergessen, Miss Underdog. Wenn du zurück auf die Straße willst, dann geh, der

Weg ist frei, ich halte dich nicht auf!“ Mit weit ausgestrecktem Arm zeigt er aus dem Fenster. „Bitte, nur zu, du weißt ja, wie es dort ist! Wenn du Bock darauf hast, dir jeden Abend einen anzutrinken, damit du das ewige Frieren nicht mehr spüren musst und deinen eigenen Gestank nicht mehr riechen, wenn du dich Tag für Tag zudröhnen willst, um deine Tatenlosigkeit ertragen zu können, dann los! Schmeiß deine Chance, endlich mal ein anderes Leben zu leben als das, was du bisher kennengelernt hast, in den Müll, es ist deine Entscheidung, aber glaub bloß nicht, dass ich dir hinterherrenne. Es gibt zig andere Jugendliche mit schwieriger Vergangenheit, die auf ein Zimmer in diesem Haus warten, das ist schon am nächsten Tag wieder besetzt. Was sitzt du noch hier rum, Roxy? Erpressung zieht bei mir nicht, also, worauf wartest du?“

Mein Zittern hat sich in ein Schlottern verwandelt, das tief in meine Knochen kriecht; sogar meine Zähne schlagen rhythmisch aufeinander, und mir ist so schlecht, dass ich bittere Galle auf meiner Zunge schmecke. Gleich kotze ich Steffen vor seinen Schreibtisch. Ich hasse ihn dafür, dass er mich anbrüllt und verspottet, ich möchte ihn schlagen und treten, bis er sich bei mir entschuldigt. Doch da draußen ist ein Pferd, dem es schlechter geht als mir. Und nur das zählt.

„Na, was ist? Worauf wartest du, Roxy?“ Krachend



SCHWERELOS

„Anhalten! Jetzt! Nolan ...“

„Aber wieso denn? Das läuft doch gerade so gut!“ Mit sichtlichem Erstaunen bringt Nolan Jakob in den Schritt und dann in den Stand. Sofort lasse ich mich von seinem Rücken gleiten. „Du bist ein Naturtalent.“

„Ja, und du Käpt’n Ahab, wenn du so weitermachst. Ich kann das nicht mehr mit ansehen!“ Nolans Falte zwischen den Brauen ist wieder Dauergast und seine Schritte wurden von Runde zu Runde schleppender.

„Käpt’n Ahab“, wiederholt er beziehungsreich. „Du hast Moby Dick gelesen?“

„Den Film gesehen.“ Für das Buch würde ich ein halbes Jahrhundert brauchen. Aber der Film hatte mich sofort gefesselt, als ich eines Nachts beim Durchzapfen auf 3sat gelandet war. Ich hatte ihn einfach zu Ende sehen müssen – und der Schluss hatte mich mit leiser Befriedigung erfüllt.

„Und, für wen warst du?“

„Für den Wal natürlich.“ Ich kann mir nicht vorstellen, wie man nicht für den Wal sein kann. Er ist nicht böse, er wehrt sich nur. „Du etwa nicht?“

„Ich war für Queequeg.“ Nolan zwinkert schalkhaft.

„Soso. Wegen der Tätowierungen?“

Nolan geht nicht darauf ein, aber in seinen dunklen Augen blitzt es erneut auf. „Ehrlich, Roxy, du hast Talent. Du sitzt zwar anders auf dem Pferd, als ich es gelernt habe, aber offensichtlich funktioniert es.“

Für mich hat es sich so gut angefühlt – und ich bin froh, dass Nolan Jakob keinen Sattel aufgelegt hat. Es war sogar seine Idee; er meinte, am besten lerne man auf dem blanken Rücken. Stattdessen hat er Jakob den Voltigiergurt umgelegt, sodass ich mich an den Griffen festhalten konnte. Im Schritt hab ich die Arme hängen lassen, im Trab musste ich allerdings zupacken, sonst wäre ich fliegen gegangen. Jetzt brennen meine Oberschenkel und meine Knie fühlen sich zittrig an – und meine dunklen Jeans sind voller weißer Haare.

„Kann ich ein bisschen mit ihm spielen?“

„Spielen?“ Nolan schaut mich völlig entgeistert an, während Jakob schon anfängt, mit dem rechten Vorderhuf zu scharren. Wahrscheinlich würde er sich gerne wälzen.

„Na, mit ihm laufen und – ich weiß nicht, wird sich zeigen. Hast du das nie gemacht?“

„Nein, du?“

Jetzt weiß ich nicht, was ich antworten soll. Jain käme der Wahrheit am nächsten. Wenn ich eine Pferdeherde im Fernsehen sehe, in einer der vielen Dokus, die nachts in den dritten Programmen und Info-Kanälen wiederholt werden, verspüre ich immer den Wunsch, mit ihnen zusammen zu laufen, mich darunter zu mischen – und es ist, als wüsste ich, wie sich das anfühlt.

Zögernd löst Nolan die Karabiner von dem Kappzaum, den er Jakob vorhin umgeschnallt hat. Der Schimmel ist frei. Im ersten Moment kapiert er gar nicht, was los ist, und schaut verdutzt von einem zum anderen. Jetzt ist auch das Wälzen nicht mehr interessant. „Darf ich?“, scheinen seine glänzenden Augen Nolan zu fragen, doch ich bin schneller. Mit weichen Schritten laufe ich rückwärts von ihm weg und gehe dabei in die Knie, bevor ich mich im Gehen drehe und ihn einlade, mir zu folgen. Ein, zwei Sekunden bleibt er stocksteif stehen, dann wirft er mit einem kecken Grunzen den Hintern in die Luft und beginnt zu galoppieren.

Jetzt spüre ich die Nudeln schwer in meinem Bauch und ich bekomme schon nach wenigen Schritten Seitenstechen, doch ich ignoriere sie. Jakob ist keine Herde, aber er ist ein Pferd, und es scheint, als würde sich seine Kraft und Energie in der Bewegung auf mich

übertragen und umgekehrt. Wir täuschen uns gegenseitig an, laufen miteinander, drehen uns, wenden uns, verharren mit gespitzten Ohren, um dann wieder durchzustarten, bis ich nicht mehr kann und mich japsend gegen die Bande fallen lasse.

Nolan steht immer noch wie vom Donner gerührt an der Tür, die Longe in der Hand, und schaut abwechselnd zu Jakob und zu mir, als würde er versuchen einzuordnen, was da gerade passiert. Jakob nutzt die Gelegenheit, um sich schnaufend in den Sand fallen zu lassen und ausgiebig zu wälzen.

In Nolan kommt wieder Bewegung. Nachlässig wirft er die Longe über die Bande und versucht, sich an ihr hochzuziehen. Obwohl sein verletztes Knie ihn dabei behindert, schafft er es beim zweiten Versuch und kommt schwankend auf der Kante zu stehen. Käpt'n Ahab lässt grüßen.

„Was hast du vor?“, frage ich japsend.

„Jetzt will *ich* spielen.“

„Oder dir den Hals brechen?“ Ich kann kaum sprechen, so sehr bin ich außer Atem. Statt einer Antwort pfeift Nolan leise zwischen den Zähnen, und Jakob hält mitten im Wälzen inne. Nolan scheint sein schmerzendes Knie vollkommen vergessen zu haben. Er pfeift ein zweites Mal, und Jakob rappelt sich auf, schüttelt sich, wendet seinen Kopf und läuft langsam und prustend

auf Nolan zu. Oh ... Jetzt weiß ich, was er vorhat. Das wird seinen Gelenken nicht gefallen.

Als Jakob neben der Bande steht – den Hintern leicht abgewandt, als wisse er nicht genau, ob er Nolan trauen könne –, geht der aufstöhnend in die Hocke, greift nach der dichten Mähne und zieht sich mit Schwung auf Jakobs blanken Rücken.

„Machst du mal lauter?“

Ich muss lachen. Mit diesen Worten haben wir uns kennengelernt. „Wieso, kommt wieder irgendein schwülstiger Song mit nackten Menschen im Radio?“ Wir haben es vorhin angeschaltet, aber bisher hab ich der Musik keine Beachtung geschenkt.

„Keine Ahnung, mach einfach mal lauter.“ Mit den Schenkeln lenkt Nolan Jakob in meine Richtung. „Oh ja ... der passt gut ...“

„Du hast echt einen miesen Geschmack“, murmele ich, als die Musik durch die Halle schallt – dabei mag ich das Lied irgendwie auch, trotz James Blunts Eunuchengesang. „*When every ship is going down I don't feel nothing when I hear you say ... It's gonna be okay ...!*“

„So, jetzt zeige ich dir, was ich an den Turnieren so liebe!“, verkündet Nolan, duckt sich nach vorne und drückt Jakob seine Fersen in die Flanken. Nun muss ich mich auf die Bande ziehen, um mich in Sicherheit zu bringen, bevor ich noch zwischen die Hufe gerate,

denn Jakob stürmt in wildem Galopp und halsbrecherischen Kurven durch die Halle. Nolan sitzt sicher auf seinem Rücken und hält sich lediglich mit der Linken in der Mähne fest, während er die Rechte grüßend in die Luft reckt, als würde er ein Fähnchen halten. Die beiden tun das nicht zum ersten Mal – und plötzlich weiß ich, was er mir vorführt. Die Siegerrunde bei den Turnieren, die er gewonnen hat. Das kenne ich auch nur aus dem Fernsehen. Wer einen der ersten Plätze ergattert, darf nach dem Turnier eine Runde im Galopp drehen – und eigentlich ist das der schönste Moment der ganzen Veranstaltung. Vor allem für die Pferde. Es liegt ein Hauch von Freiheit in der Luft, und er rührt etwas in mir, auch jetzt.

Nach der dritten Galopprunde verlangsamt Nolan das Tempo und lässt sich noch im Trab lachend von Jakobs Rücken in den Sand fallen. Geschickt rollt er sich ab, bleibt aber flach wie eine Flunder liegen.

„Oh Gott, ist mir schlecht ... das Steak ...“ Keuchend versucht er, nach Luft zu schnappen. Ich springe von der Bande und laufe zu ihm, während Jakob sich erneut hinschmeißt, um sich direkt neben Nolan zu wälzen. „Scheiße, das hätte ich nicht tun sollen ...“ Nolan zieht die Beine an und legt sich beide Hände auf den Bauch, doch er strahlt immer noch über das ganze Gesicht. Schwer atmend schließt er seine Augen.

„Ich hab noch nie jemanden gesehen, der so glücklich aussieht, obwohl ihm übel ist.“ Grinsend setze ich mich neben ihm. „Soll ich dir einen Eimer holen? Ich halte dir auch die Haare aus dem Gesicht.“

„Nein, geht schon ...“ Nolan breitet seine Arme weit aus, bis seine Hand fast mein Knie berührt. „Wie war das noch mal? Auf dem Rücken der Pferde ...“

„Nolan!! Was zum Teufel ist hier los?“ Ich bin so schnell wieder auf den Beinen, dass mir schwindelig wird. Schlagartig ist die Musik aus, doch das Gebrüll des Mannes dröhnt in meinen Ohren, als wäre ich beidseitig geohrfeigt worden – und ich erkenne die Stimme sofort. Auch Nolan springt auf und stöhnt dabei schmerzerfüllt auf. Ohne seinen Vater aus den Augen zu lassen, umgreift er mit beiden Händen sein Knie. Ich verspüre instinktiv den Drang wegzulaufen. Doch Hilbert steht breit und mächtig im Eingang zum Viereck. Ich müsste an ihm vorbei, wenn ich flüchten wollte. Jakob ist der Letzte von uns, der sich vom Boden erhebt und stehen bleibt, als habe man ihn eingefroren.

„Ich habe dich gefragt, was dieses Theater hier soll!“

„Ich ... wir haben nur ... ich habe Jakob laufen lassen und dann ...“

„Warum, Junge? Haben wir nicht besprochen, dass du dich auf Lady und Torero konzentrierst? Und was ist mit deinem Knie?“